

Maturitätsprüfungen 2010 – Deutsch schriftlich

Klasse: 4Ba (Bb)

Prüfungsdauer: 4 h

Erlaubte Hilfsmittel: Duden, Bd. 1: „Die deutsche Rechtschreibung“

→ Wählen Sie **eine** der folgenden Aufgaben!

Aufgabe 1: „Taubers Sammlung“

Interpretieren (Kurzprosa)

→ Interpretieren Sie die Kurzgeschichte „Taubers Sammlung“ von Karl Olsberg. Die Kurzgeschichte finden Sie im Anhang.

Aufgabe 2: „Reklame“

Interpretieren (Lyrik)

→ Interpretieren Sie das Gedicht „Reklame“ von Rose Ausländer. Das Gedicht finden Sie im Anhang.

Aufgabe 3: „Helden“

Erörtern (Zitat)

→ Setzen Sie sich mit den beiden in Brechts Galileo-Zitat zum Ausdruck gebrachten Positionen auseinander und erörtern Sie, welche Position Sie für überzeugender halten. Stellen Sie dabei auch Gegenwartsbezüge her, denn die Gegenwart ist es, auf die Brecht in jedem seiner Stücke Bezug nimmt.

Aufgabe 4: „Todesstrafe“

Erörtern (journalistischer Text)

→ Setzen Sie sich in Form einer Texterörterung mit der vom Autor vorgebrachten Argumentation auseinander und entwickeln Sie eine eigene Position.

Taubers Sammlung

von Karl Olsberg

(2005)

Nur ein Streifen Silberpapier, weiter nichts. Aber das Mädchen mit dem Diamanten im Nasenflügel hatte ihn berührt, und er roch immer noch nach Pfefferminze wie ihr Atem. Tauber faltete ihn auseinander, bis er ein glänzendes Rechteck ergab, voller knitriger Linien. Sein Zeigefinger zitterte über die Silberbeschichtung, als versuche er, die geheime Botschaft der Linien zu entschlüsseln. Vorsichtig schob er das Papier in die Tasche seines grauen Regenmantels. Seine Augen glitten über den vertrauten Heimweg, ohne sich irgendwo festzuhalten. Was er sah, lag Minuten zurück:

Das Mädchen wickelt das Kaugummi aus, wirft das Papier achtlos auf den Bahnsteig, während sie den weichen Streifen in den Mund schiebt. Sie umfasst den Hals des hochgewachsenen, blonden Jungen, bedeckt mit ihren schlanken Händen die kleine Narbe an seinem Nacken. Sie sehen sich in die Augen, versunken in ihrer eigenen Welt, während ihr Kiefer mechanisch vor und zurück mahlt. Sie küssen sich, kurz erst und spielerisch, wie zur Probe; dann noch einmal, sehr lange. Sie holt Luft, lächelt, während er wie benommen dasteht, ein wenig verwirrt und überaus glücklich. Und dann kaut er, kaut ihr Kaugummi, während sie ihm lachend zuwinkt und in der S-Bahn verschwindet.

Tauber schloss die Tür der kleinen Wohnung auf, holte das Silberpapier aus der Manteltasche und glättete es mit Daumen und Zeigefinger. Auf dem dritten Regalboden von unten, zwischen dem Schnuller und dem roten Spielzeugauto, fand er einen geeigneten Platz. Das rote Spielzeugauto. Ganz vertieft hatte der kleine Junge damit gespielt, in der Sandkiste auf dem Spielplatz der Wohnsiedlung. Tauber hatte ihn von seinem Fenster aus beobachtet. Selbst auf diese Entfernung hatte er das Vibrieren der Lippen zu erkennen geglaubt, wenn der Junge „Brumm, brumm!“ machte. Dann war der Mann mit dem Bart gekommen. Der Junge hatte aufgeblickt. Einen Moment hatte er geblinzelt, verwirrt, verunsichert. Er war aufgesprungen, auf den Mann zugelaufen, hatte seine Oberschenkel umarmt – höher reichte er nicht hinauf –, und der Mann hatte ihn hochgehoben und gedrückt und in die Luft geworfen und wieder gedrückt. Sie waren gegangen, und das rote Spielzeugauto war zurückgeblieben. Tauber wärmte sich an der Erinnerung wie an einem Kohleofen im Winter, und es tat weh, wie Wärme eiskalten Händen wehtut.

In der Nacht lag er lange wach, sah immer wieder das junge Paar auf dem Bahnsteig, empfand die Wärme und Fröhlichkeit und Traurigkeit dieses magischen Augenblicks. Wenn er nicht aufpasste, stahlen sich so Bilder dazwischen von roten Lippen und lachenden Augen und kleinen Händen. Bilder, die auf seiner Seele brannten wie Alkohol auf offenem Fleisch.

In dieser Nacht hatte er einen beunruhigenden Traum. Das Kaugummipapier spiegelte sein graues Gesicht, verschwommen und zerknittert. Nach einer Weile löste sich das Spiegelbild auf, verschwand einfach, und mit ihm die Hand, die das Papier hielt. Es schaukelte zu Boden wie ein Herbstblatt, landete unbeachtet zwischen den Füßen vieler Menschen, bis es zertreten war, nur noch Unrat am Strassenrand.

Tauber wusste, was der Traum bedeutete, obwohl er sich den ganzen Morgen gegen die Erkenntnis gewehrt hatte. Zu gross war seine Furcht, dass sie ihn auslachen oder gleich in eine Anstalt für alte Leute einliefern würden, die irgendwelchen Müll in ihren Regalen sammelten. Fremde Menschen. In seiner Wohnung. Er sah schon ihr schlecht überspieltes Erschrecken, wie sie ihm zuhörten, hin und wieder nickten und dabei ihre Blicke vor Scham in den Teppich bohrten. Aber er wusste, es gab keinen anderen Weg, wenn er das Einzige bewahren wollte, das er in all den langen, leeren Jahren geschaffen hatte.

Er begann also mit der alten Frau Schneider. Sie war immer so nett zu ihm, das musste reichen. Er traf sie, als sie mit zwei Plastiktüten von Aldi nach Hause kam, trug ihre Tüten die Treppe hinauf. Er hatte das noch nie getan, also schöpfte sie Verdacht. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen,

als er sie fragte, ob er ihr etwas zeigen dürfe. „Was denn?“ „Es ist nur... eine Sammlung.“

50 Da musste sie lachen. „Doch nicht etwa eine Briefmarkensammlung? Mein Herbert hat Briefmarken gesammelt, wissen Sie. So haben wir uns kennengelernt. Er hat gefragt, ob er mir seine Briefmarkensammlung zeigen dürfte. Und er hat das wirklich so gemeint.“ Sie lächelte, und die junge, anmutige Frau, die noch immer unter all der überschüssigen Haut steckte, lugte aus ihren Augen.

55 Er führte sie in seine Wohnung. Einen Moment lang standen sie vor dem Regal und wussten beide nicht, was sie sagen sollten. Dann fasste sich Tauber ein Herz und begann zu erzählen. Erst, als der tiefgefrorene Fisch in der Aldi-Tüte in ihrer Wohnung längst aufgetaut war, schloss er: „Das ist sie nun also, meine Sammlung.“ Er zwang sich, sie anzusehen.

Sie stand nur da, schluckte ein-, zweimal, fasste sich ans Auge, als sei ihr ein Insekt hineingeflogen. Dann ging sie, wortlos.

60 Wenige Minuten später befreite die Türglocke Tauber von seiner Enttäuschung. Frau Schneider hielt einen vergilbten Briefumschlag in beiden Händen. „Ein Liebesbrief. Der erste von meinem Herbert. Er hat eine französische Sondermarke, sehen Sie? Obwohl der Brief in Kaufbeuren abgestempelt ist. Die bei der Post haben es nicht gemerkt!“ Sie lächelte. „Das war dann immer ein Spiel zwischen uns: Er schrieb mir Briefe mit Marken aus Marokko oder Bolivien oder Neuseeland. Ein paar Mal habe ich Nachporto zahlen müssen, aber meistens nicht, und dann haben wir uns immer gefreut.“ Eine kurze Pause entstand. „Ich dachte, vielleicht, für Ihre Sammlung ...“

Es gab nichts, was sich in diesem Moment zu sagen gelohnt hätte. Tauber nahm den Brief mit zitternden Händen und legte ihn neben das rote Spielzeugauto. Er sah ihre Freude, und ehe er es verhindern konnte, zogen sich auch seine Mundwinkel nach oben. Es war ein ungewohntes Gefühl.

70 Ein paar Tage später klingelte Frau Henke aus dem dritten Stock. Frau Schneider hatte ihr von Taubers Sammlung erzählt, genau wie Herrn Breitkamm. So fing es an.

Immer häufiger ertönte Taubers elektronischer Gong, der so lange unbenutzt gewesen war. Die meisten wollten nur mal gucken und gingen rasch wieder. Manche grinsten, manche lachten, manche machten Witze, manche klopfen Tauber auf die Schulter. Doch manchmal hörte auch jemand einfach nur zu. Und verstand.

75 Einige von diesen kamen zweimal, und beim zweiten Mal brachten sie selbst etwas mit: unscheinbare kleine Dinge, nur Müll in den Augen vieler. Sie lächelten, wenn sie ihre eigenen Geschichten vom Glück erzählten. Und manchmal lächelte Tauber mit.

80 An einem Dienstag im Mai, draussen herrschte Schmetterlingsluft, fühlte er sich stark genug. Er holte den Pappkarton hervor, der all die Jahre ganz hinten in der Abstellkammer auf diesen Tag gewartet hatte. Das war noch übrig von seinem eigenen Glück: ein Fotoalbum. Eine Mappe, darin Geburtsurkunden, Schreiben von der Versicherung, das Familienstammbuch. Ein Hase aus abgegriffenem Plüsch. Und das Foto, das Sophie mit den Zwillingen zeigte, ein Picknick am See, in der Woche vor dem Unfall.

85 Lange sass Tauber auf dem Boden, zwischen Eimer und Staubsauger, und hielt sich mit beiden Händen an dem schmalen Silberrahmen fest. Endlich stand er auf und stellte das Bild in seine Sammlung.

Platz 1 im Kurzgeschichtenwettbewerb 2005 von „Buchjournal“ und „Books on demand“.

Aus: Ein Streifen Silberpapier. Geschichten vom Glück, Hg. MVB Marketing- und Verlagsservice des Buchhandels GmbH, Frankfurt a.M. 2005.

Reklame
von Ingeborg Bachmann
(1956)

Wohin aber gehen wir
ohne Sorge sei ohne sorge
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
sei ohne sorge
5 aber
mit musik
was sollen wir tun
heiter und mit musik
und denken
10 **heiter**
angesichts eines Endes
mit musik
und wohin tragen wir
am besten
15 unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge
was aber geschieht
am besten
wenn Totenstille
20
eintritt

Zitat aus:
Das Leben des Galilei
Bertolt Brecht
(1939)

Andrea: „Unglücklich das Land, das keine Helden hat.“
Galilei: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“

Hintergrundwissen: Diese zwei Dialogzeilen stammen aus dem Drama „Das Leben des Galilei“ von Bertolt Brecht. Gesprochen werden Sie in einer Situation, in welcher sich Galileo Galilei dem Willen der katholischen Inquisition beugt. Sein Schüler Andrea hätte mehr Standhaftigkeit von ihm erwartet und macht seiner Enttäuschung mit den oben abgedruckten Worten Luft. Doch Galilei, wie Sie ebenfalls oben lesen können, hält in seiner Antwort mit ebenso klaren Worten dagegen...

Warum ich für die Todesstrafe bin

von Gary S. Becker

(WELT-Online, 23.10.2006)

Die europäischen Regierungen sind strikt gegen die Todesstrafe, und manche Europäer betrachten den Einsatz der Todesstrafe in den USA als barbarisch. Zahlreiche europäische Intellektuelle argumentieren gar, dass Strafe generell keine abschreckende Wirkung auf Kriminelle hat. In den letzten 20 Jahren erlebte Europa nach Jahrzehnten der Milde einen drastischen Anstieg der Verbrechensraten. Diese Zahlen sind in Amerika teilweise aufgrund härterer Strafen gefallen. Dazu gehört auch die Todesstrafe. Ich bin für die Hinrichtung von als Mörder verurteilten Personen, weil – und nur weil – ich glaube, dass damit andere abgeschreckt werden, zum Mörder zu werden. Wäre ich davon nicht überzeugt, würde ich mich gegen die Todesstrafe aussprechen, denn Rache oder andere Motive sollten nicht als Grundlage staatlicher Politik dienen.

Die empirische Forschung über die Todesstrafe nahm in den USA mit einer bahnbrechenden Studie Isaac Ehrlichs ihren Ausgang, die 1975 veröffentlicht wurde. Die vorhandenen Daten sind ziemlich begrenzt, doch auch sie geben Grund zur Annahme, dass die Todesstrafe eine abschreckende Wirkung hat. Die meisten Menschen, vor allem Mörder, fürchten den Tod, besonders wenn er rasch und mit einiger Gewissheit nach der Verübung eines Mordes eintritt. Schopenhauer schrieb zum Selbstmord: „Wenn es dahin gekommen ist, dass die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen, wird der Mensch seinem Leben ein Ende setzen. Aber die Schrecknisse des Todes leisten erheblichen Widerstand.“

Die Gegner der Todesstrafe behaupten oft, der Staat hätte kein moralisches Recht, jemandem das Leben zu nehmen, auch nicht einem noch so abscheulichen Mörder. Da ich an die abschreckende Wirkung der Todesstrafe glaube, ist das jedoch eine absolut falsche Schlussfolgerung. Um den Grund dafür zu verstehen, nehmen wir an, dass für jeden hingerichteten Mörder drei Morde verhindert werden können, wobei es sich dabei um eine viel kleinere Zahl handelt als in den Abhandlungen Ehrlichs. Daraus folgt, dass für jeden nicht hingerichteten Mörder drei unschuldige Opfer ihr Leben lassen müssten. Die Rettung dreier unschuldiger Leben für jede hingerichtete Person scheint ein durchaus interessanter Gegenwert zu sein, und selbst wenn pro Hinrichtung zwei Leben gerettet werden, erscheint das als überzeugendes Kosten-Nutzen-Verhältnis. Selbst wenn pro Hinrichtung nur ein Leben gerettet werden könnte, wäre das noch immer ein erstrebenswerter Gegenwert.

Viele Menschen wehren sich gegen eine Abwägung zwischen der Qualität des geretteten und des genommenen Lebens. Ich sehe jedoch keinen Grund, einen derartigen Vergleich nicht anzustellen. Man denke an einen Berufsverbrecher, der einen Menschen beraubt und tötet. Das Opfer führte ein respektables Leben und hinterlässt mehrere Kinder und einen Ehepartner. Nehmen wir an, es wäre möglich, das Leben eines unschuldigen Opfers durch die Hinrichtung eines derartigen Verbrechers zu schützen. Für mich ist klar, dass es mehr Gewicht haben muss, das Leben des Opfers zu retten

als einem Kriminellen das Leben zu nehmen. Nicht alle Fälle sind so eindeutig, aber der Vergleich im Hinblick auf die Qualität der beiden Leben muss Teil jeder vernünftigen Gesellschaftspolitik sein.

Natürlich bereitet mir das Risiko, womöglich Unschuldige hinzurichten, Kopfzerbrechen. Meine Zustimmung zur Todesstrafe würde stark geschwächt, wenn die Zahl der unschuldig Hingerichteten tatsächlich so groß wäre wie oftmals behauptet. Ich glaube allerdings, dass die Berufungsverfahren in den USA einen außergewöhnlich großen Schutz bieten, zwar nicht so sehr gegen ungerechtfertigte Verurteilungen, aber sehr wohl gegen ungerechtfertigte Hinrichtungen. Mit der DNA-Identifikation wurde dieser Schutz noch enorm ausgeweitet.

Nochmals: Die Diskussion um die Todesstrafe ist im Wesentlichen eine Debatte über Abschreckung. Ich verstehe: Der Gedanke einem Menschen, selbst einem Mörder, das Leben zu nehmen, ist beunruhigend. Aber manchmal sind höchst unangenehme Maßnahmen notwendig, um noch schlimmere Verhaltensweisen zu verhindern, die das Leben unschuldiger Opfer kosten.

Der Autor ist Wirtschaftsnobelpreisträger (1992) und Professor für Ökonomie und Soziologie an der University of Chicago.